

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Auf breiten Wegen
Autor: Lang, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Welle. Die Sandufer stürzen ein; wogend und schäumend strömt sie in den Kanal und ist gefangen im schönen, geregelten Bette, und nun fließt der reißende Strom gefällig in sanften Wellen dem Balensee zu..." Fünf Jahre später war auch die 16,615 m lange Wasserzeile zwischen dem Balen- und dem Zürichsee gezogen, und bis 1822 konnten die weitem notwendigen Arbeiten vollendet werden.

Die Gesamtausgaben für das Unternehmen, soweit es eidgenössisch betrieben wurde, beliefen sich auf 976,910 Schw. Fr., also auf rund 1 1/2 Millionen jetzigen Geldes. Schon 1820 waren 800 Tucharten Landes völlig ausgetrocknet, 20,000 Tucharten in der Verbesserung begriffen und die bis dahin so schwer leidende Gegend völlig von Fieberdünsten befreit.

Die unter dem Vorsitz des Bürgermeisters von Wetz-Zürich im Herbst von 1820 abgehaltene Konferenz der Stände Schwyz, Glarus und St. Gallen erklärte zu Protokoll: „Wenn die ganze Unternehmung von Anfang an ein erfreulicher Beweis schweizerischen Gemeinnsinn war, der mit geringen Kräften auch Großes möglich gemacht hat, so verdient deren Ausführung durch die Linthaufsichts-Kommission das unbedingtste Lob. Jeder, der den frühern traurigen Zustand dieser Gegenden kannte und ihn mit dem jetzigen vergleicht, wird erstaunen über die großen und glücklichen Veränderungen, welche zum Teil schon vorgegangen sind, zum Teil noch bevorstehen.“ Am 22. Juli 1822 erklärte die Tagssagung das Werk für vollendet.

Gschers Tätigkeit hatte sich in der Zeit von 1807 bis 1822 nicht nur auf die Leitung der Kanalbauten beschränkt. Er war auch als Volksbildner mit Erfolg tätig gewesen. Zu Beginn der Arbeiten schrieb er an Stöcklin: „Es steht übel mit der Disziplin im Glarnerlande. Auch beim Güterankauf machte ich vor einigen Tagen wieder schlimme Erfahrungen. Wir haben das Unglück, uns mit Menschen einlassen zu müssen, die wir aus der elendesten Lage retten sollen und die uns zum Danke dafür pressen, wo sie nur können. Schon bisweilen kam mir der Gedanke, wegzulaufen; wenn ich dann aber wieder über die Biätsche spazierte und nach Wesen hineinsehe, dann fasse ich beim Anblick dieser Stümpe allen Mut zusammen und sage mir selbst: Sie müssen doch weg..." Das Beispiel, das der edle Mann gab, seine Unermüdlichkeit, die ihn selbst zu Hade

und Schaufel greifen ließ, wenn die Arbeiter verzagten, sein milder Ernst, seine Bedürfnislosigkeit und die persönliche Wohltätigkeit, die er übte, gewannen ihm bald aller Herzen. Man darf ruhig sagen, daß ohne Gschers Auftreten das Linthunternehmen gewiß nicht zu Ende geführt worden wäre.

Des herrlichen Mannes Ruhm drang rasch ins Ausland und kam dem Vaterlande zugute. Der Zar Alexander I. ehrte ihn, und als 1816/17 die Hungersnot in der Ostschweiz ausbrach, meldete der russische Gesandte an Gscher, daß der Selbstherrscher 100,000 Rubel an die für die Armen gesammelten Summen beitrage. Ein Teil dieses Geschenkes konnte für die im April 1819 eröffnete Linthkolonie, eine mit landwirtschaftlichem Betriebe verbundene Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben, verwendet werden.

Die schönste Anerkennung fand Gscher im Vaterlande selbst. Am 12. Juni 1823 beschloß die Regierung von Zürich: „Die Staatskanzlei sei beauftragt, künftig in allen betreffenden öffentlichen Schriften den vereinigten Hochgeachteten Herrn Staatsrat Hs. Konrad Gscher und dessen männliche Nachkommen als Gscher von der Linth zu benennen — eine Bezeichnung, die jetzt urkundlich um so begründeter festgesetzt wird, da sie schon, während das Vaterland sich noch des lebendigen Wirkens des Vollendeten freute, von der öffentlichen Meinung aufgesaßt und von Mitbürgern und Eidgenossen übereinstimmend geübt ward.“ Wenige Tage später traten auch die Stände Schwyz, St. Gallen und Glarus diesem Beschlusse bei. Am 14. August 1823 und am 21. September 1822 dekretierte die Tagssagung, daß an dem Felsen des Biberlikopfes gegenüber der Ziegelbrücke eine Inschrift in Form eines Denkmals anzubringen, daß der Familie sieben Golddenkmünzen zu überreichen und daß inskünftig der Molliserkanal als „Gscherkanal“ zu bezeichnen sei.

„Mit aufrichtigem Gefühl,“ heißt es in der Urkunde, „und aus der vollsten Ueberzeugung sprechen wir namens der Eidgenossenschaft gegen die Hinterlassenen Gschers von der Linth, unter Bezeugung des lebhaftesten Bedauerns über den Verlust dieses trefflichen und ausgezeichneten Mannes, als Schöpfer des Nationalwerkes der Linthunternehmung, den kräftigsten Dank aus.“

Auf breiten Wegen.

Nachdruck verboten.

Reisepflaudereien eines wandernden Schauspielers. Herausgegeben von Hermann Lang, Zürich.

Die letzte Schminkaufsage. „Da noch ein wenig Karmin... Die Augenstriche etwas gezogen... So!“ Ein Blick in die Spiegelscherbe zeigte mir ein Gesicht, das so keck und flott aussah, daß es unfehlbar seine Wirkung in der herzbrechenden Rolle tun mußte, die ich heute abend zu spielen hatte. Mit stolzer Genugtuung auf meine Toilettenkünste balancierte ich geschickt durch ein Chaos der buntesten Dinge und Gegenstände unseres Garderobezimmers, das zugleich als Kulissenraum und Requisitenmagazin diente und somit auf den ersten Blick schon ein ganz ansehnliches Bild unseres Bühnenreichtums bot. Gott, ein Sommertheater ist ja auch kein Stadt- oder Hoftheater, dem jährlich das Figum eines Zuschusses in den Schoß fällt! „In der Beschränkung zeigt sich der Meister!“ und das mußte man mit einem kleinen Neben Direktor zugestehen: er verstand es mit einer fast unheimlichen Virtuosität mit den gleichen Kulissen die verschiedensten Szenarien herzustellen, in die sich der Theaterbesucher, bei etwas freundlichem Entgegenkommen und Phantasieaufwand, unbedingt mußte hineingezaubert fühlen. So war es auch heute. „Im weißen Röhl!“ stand auf dem Theaterzettel. Wir waren alle neugierig, woher er das Wirtshaus mit Balkon nehmen würde. Einen solchen Luxus hatte unsere Ausstattung nicht aufzuweisen. Gespannt erkletterte ich, mit der nötigen Vorsicht, die Bühne — Bretter im vollen Sinne des Wortes!

Richtig, schmuck und sauber stand's vor mir, halb in die Bäume gerückt! Da hing ja der Wirtsschild. Ganz deutlich sprang ein weißes Röhl darauf. Ein säulengestützter Balkon sogar, darunter ein Fenster mit Blumenarrangement. Wie er das nun wieder gemacht hat? Ich hatte Mühe, den Kern herauszufinden. Endlich hatte ich ihn: eine Kullisse auf den Kopf gestellt, daß die Türe die Beine in den Himmel streckte, ein Lattenwerk vorn dran, bepappt und bepinselt, und das Sommerhaus war fertig!

Um acht Uhr sollte das Stück beginnen. Bereits waren zehn Minuten darüber. Ich wunderte mich über die Ruhe im Saale und trat an das Guckloch. Ich mußte laut auflachen.

Eben pustete der Direktor aus der Garderobe mit einem schlecht unterdrückten Fluch auf den Lippen: „Die verd... Weibsbilder werden doch nie fertig; der Teufel mag da Direktor sein!“

„Herr Direktor!“

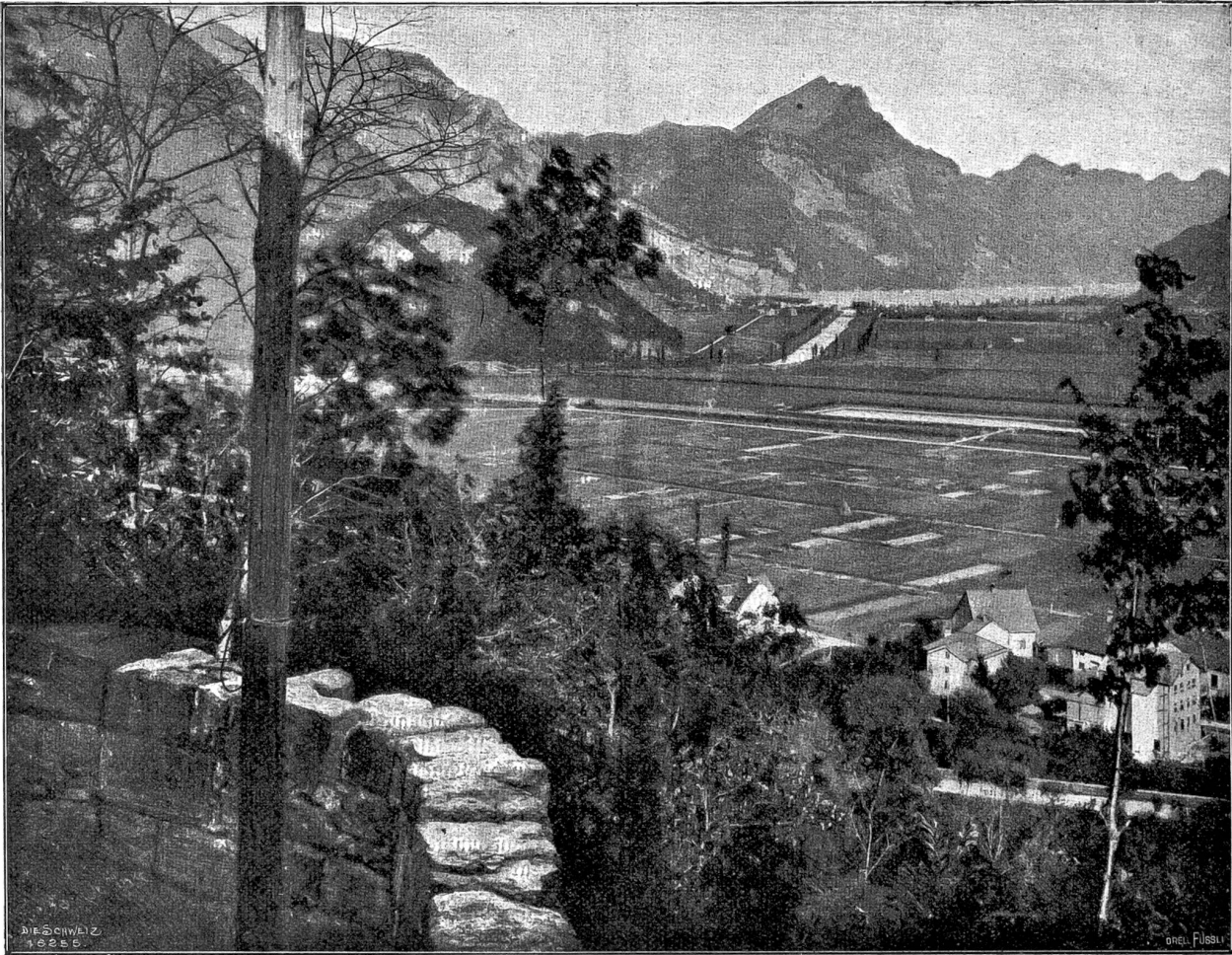
„Was ist?“

„Bitte, bemühen Sie sich mal zu mir!“

Er zwängte sich vorsichtig durch die engstehenden Kulissen und trippelte auf den Fußspitzen — wohl um die Stille nicht zu stören — über die Bühne.

„Na, und?“

„Bitte!“ Ich trat von der kleinen Öffnung weg und schob ihn hin. Er lugte durch, fuhr zurück: „Das... das...“



Anblick der jetzigen Linthgegend vom Schlöfliberg bei Niederurnen aus.

schaute wieder in den Saal und zählte fast außer Atem: „Eins ... zwei ... fünf ... sieben ... neun ... zehn!“ wandte sich um, sah mich an und wiederholte mit akzentuiertem Erstaunen: „Zehn Menschen!“

„Wie Sie sehen!“

„Gut, gespielt wird!“ meinte er kurz entschlossen und kehrte sich wütend dem Bühnenraum zu.

„Aber ich bitte Sie, wegen der paar Franken! Sagen Sie die Vorstellung ab und lassen Sie den Leuten ihr Geld wieder herausbezahlen! Mich nimmts auch gar nicht wunder, daß die Stühle leer draußen stehen. Ein solcher Sommerabend, und da hereinsetzen ... Ein Esel, der das tut!“ Er schüttelte den Kopf. Unbeirrt fuhr ich fort: „Sie können zufrieden sein mit der Nachmittageinnahme, und wir sind sehr zufrieden, wenn wir nicht zu spielen brauchen!“

Unter die Türe waren meine Partnerin und ihre Kollegin getreten. Sie nickten mir energisch zu.

„Na, seiß denn!“ knurrte der dicke Herr nach kurzer Uebersetzung. „Wollen Sie's den'n da draußen mitteilen!“

Wie der Blitz waren die beiden Damen von der Tür verschwunden. Ich trat vor den Vorhang, um die Vorstellung abzusagen. Die verdüsterten Mienen der ungeduldrigen Theaterbesucher heiterten sich sichtlich auf. Sie schienen durchaus nicht unzufrieden, ihr einbezahltes Geld wieder in die Hände gedrückt zu bekommen.

Im Nu war die Schminke weg, und aus dem jämmerlichen Spiegel grinste mich wieder mein altes Gesicht an. Zufrieden

wischte ich den Puderstaub von Kleidern und Schuhen und trat aufatmend ins Freie. Ah, dieser Abend! Diese Luft! Nicht genug konnte ich bekommen mit den tiefsten Atemzügen! Wohlgegnut schlenderte ich die breite Hauptstraße hinab durch den herrlichen Kurort, der die Zentrale der historischen Stätten am Vierwaldstättersee ist. Vor den Privat- und Gasthäusern saßen und standen einzeln und in Gruppen Fremde aller Länder, deren Sprachen in munterm Geplauder durch die blaue Abendluft schwirrten. Ich fühlte mich zufrieden und frei, schaute guter Dinge in die Welt und fing ab und zu den neugierigen Blick eines hübschen Backfisches auf, der bei Mama und Papa, bei Tante oder Base stand. Ich dachte so recht an nichts und befand mich dabei äußerst wohl.

Da schob sich auf einmal eine kleine weiße Hand in meinen Arm, daß ich fast erschrocken den Gang hemmte. Unsere reizende Naive wars, die mir eingehängt hatte und mit ihrer hellen weichen Glockenstimme dankte, daß ich dem Direktor die Vorstellung ausgedreht hatte.

„Der Dicke,“ setzte sie in ihrer drolligen Art hinzu, „war' schon so narret gewesen und hätt' uns tanzen lassen!“

Unsere Naive ist eine kleine Schwärmerin und streicht lieber durch Dick und Dünn draußen in der Natur herum als zwischen den Pappbäumen und -büschen auch der täuschendsten Bühnenszenerie. Sie drängte mich unter einem Schwallen ihres silberplätschernden Geplauders ungestüm zum See.

Das Licht der elektrischen Bogenlampen schwamm ineinander und überflutete die schöne Uferpromenade, an der die statilich-

sten Hotels Parade stehen. Eine bunte Menge bummelte auf und ab in wohlfluender Sorglosigkeit, die mit munterer Stimme ihr leideinwiegendes Lied durch die schöne Sommernacht summt.

Ich wollte den Zirkus mitmachen; aber die kleine Blondine nötigte mich vorwärts: „Kommen Sie; hier ist's so hell und grell! Es ist schade für die Nacht!“ So gingen wir denn im schwarzen Schatten der Kastanienbäume die Promenade entlang, an dem Badehäuschen vorüber und setzten uns ganz vorn auf die äußerste Bank der Dammzunge, die sich dunkel in den See hineinstreckte. Aus der tiefen Stille der spiegelglatten Wasseroberfläche des Urnersees stiegen düster, in nachtschöner Majestät die Berge des Fronsalp- und Urriostocks zum tiefschönen reinen Sternenhimmel. Ueberm Kamn stand der Mond, dessen mildes Licht in unendlich feinem Glanz sich niederspann und blendend auf einige traumrege, ufernahe Wellen tropfte. Ein Bild erhabener Ruhe und Schönheit staunte in unsere offenen Seelen. Wir saßen ganz still, als könnte eine einzige Bewegung die träumende Andacht stören.

Endlich legte das Mädchen seine Hand auf die meine, wandte langsam den schönen Kopf und schaute mir mit einem seltsam leuchtenden, warmen Blick in die Augen — dann träumte sie wieder hinaus. Ganz leise glitt es von ihren schmalen Lippen: „Wie schön ...“ So saßen wir lange, und die schöne Nacht zauberte die Jugend in unsere Herzen.

„Sie gehen morgen fort?“ brach sie mit leisebebender Stimme die Stille.

„Ja.“

Mir wurde auf einmal ganz eigen zumute. Als ob ein Weh in meine Seele dämmerte. Aber warum nur? Ich schaute in ihr schöngezeichnetes Gesicht, als könnte ich die Antwort finden in ihren großen Augen ... Sie schimmerten feucht — Tränen?

„Irma!“ Meine Arme umschlossen die schlanke Gestalt. Sie preßte ihr Antlitz an meine Brust, und ein heftiges Schluchzen zuckte durch ihren jungen Leib.

Ich sprach kein Wort, streichelte über ihr weiches blondes Haar und ließ sie weinen. Es tat ihr wohl. Ich konnte nicht, und doch wußte ich nun, warum mir so weh geworden, als ich ans Fortgehen gedacht. Ach, ich hatte mich ja nur immer nach der lockenden Freiheit der Berge gesehnt, nach dem Wandern durch all die Herrlichkeiten der Natur und hatte mein Herz darob vergessen, das nicht mit wollte! Wie ein schuchselndes Kind an die Mutter, schmiegte sich die feine Gestalt Irmas an meinen frierenden Leib. Ihr wehes Schluchzen ging allmählich in ein leises Weinen über. Ich hob das Köpfchen und küßte die feuchten Augen und Wangen des schönen Mädchens, dessen Lippen nach den meinen strebten, um darauf zu ruhen in süßwehem Glück.

„Es wird leer sein, wenn du nicht mehr da bist!“ stieß sie mühsam heraus. Und in wildem Schmerz schlangen sich ihre Arme um meinen Hals, während ihre heißen Lippen die Blut ihrer Liebe auf mein Gesicht preßten.

Eng verschlungen saßen wir lange, lange und träumten in die Nacht überm See, auf dem in blitzenden Sternen das Mondlicht sprang und mit den kräuselnden Wellen spielte, die ganz leise und heimlich um die starken Felsblöcke des Damms glucksten und lachten. Kalt hauchte ein feiner Nebel aus der fernen Südbucht. In der Totenstille der Nacht schlugen die heißen Herzen zweier Menschen zusammen, die sich zu einem späten Glück gefunden, in das der anbrechende Tag das bleiche Sterbelicht werfen mußte.

Fahrendes Volk, bald hier, bald dort — wir kommen wohl nimmer zusammen!

30. Juli 19..

Ein blauer Sonntag flimmerte auf dem farbenprächtigen See, den das gedrängt volle Schiff durchschnitt, das mich immer weiter meinem Glück entführte. Im hellen Sonnenlichte blinkten die Häuser aus dem grünen Land und winkten einen letzten Gruß von ihr in meine wunde Seele, die immer inniger der Geliebten Bild umfing. Wir hatten uns nicht noch einmal

gesehen. Sie wollte es so. Der Tag würde ihr weh tun, und vor all den Menschen könne sie den Abschied nicht von mir nehmen, den ihr Herz nehmen müsse. So hatte die Nacht uns getrennt, die uns zusammenführte. Es war das schwerste Lebewohl, das je mir über die Lippen mußte. Ja, es mußte sein, das wußten wir beide, und beide waren wir stark genug, uns voneinander loszureißen, daß jedes allein seinen Weg weiter ginge. Aber das schmerzgeborene Glück jener kurzen Stunde soll auf meinen Wegen mich begleiten, und ihre reine Seele lächle mir in all der Schönheit der Natur entgegen!

Das Schiff war längst am Schillerstein vorüber, hatte am Rütli schon angelegt und steuerte nun der Tellplatte zu, die ich gleich darauf betrat, da ich nun bis Flüelen den Weg zu Fuß fortsetzen wollte. Wer kennt diese heilige Stätte des Schweizervolkes nicht! Von der Platte ist nichts zu sehen. Ein kapellenartiger Bau bezeichnet die Stelle. An den Gittern hängen die Besucher und beschauen mit mehr oder weniger Ehrfurcht die Wandgemälde mit der Tellsage in dem leeren Raum. Dem schmalen, steil aufwärts führenden Pfad folgend, kam ich auf die kühn angelegte Xrenstraße, die ich nun weiterging. Zum Teil den steilen Felsbergen abgetrozt, zieht sich diese Straße hoch oben, hart am See hin und läßt einen fortwährend das Panorama einer lebendigen, farbengefüllten Landschaft vor Augen, die von den Tunneldurchbrüchen zu reizenden Bildern umrahmt wird. Die Sonne glühte schon tapfer auf dem weißen Weg, der sich allmählich zu senken begann und mich gegen Mittag nach dem schöngelegenen Flüelen führte, wo ich etwas rastete, um dann mit der Eisenbahn die nächste kurze Strecke meines Reiseplanes zurückzulegen.

Die wilde Romantik des wechselreichen Neuchâtel hält den erstaunten Blick fast ununterbrochen gefangen. Am liebsten wäre ich unten die Landstraße gegangen; aber da ich mit meiner Zeit geizen mußte, hätte mich eine Wanderung durch dieses Tal aufgehalten. So drängte sich nun unaufhörlich Bild um Bild vorüber: man mußte nur immer schauen und staunen.

Warum nur so viele Leute eigentlich reisen? Da saß eine kleine Gesellschaft hinter mir; die beratschlagte angelegentlich, ob sie in Göschenen zu Mittag essen wolle. Eine ganze Speisefarte wurde kritisch durchgenommen, bis endlich einer, im Vorgenuss kommender Genüsse, schmunzelnd meinte: „Ja, wenn's Bratwurst und Sauerkraut gibt, dann bin ich dabei!“ Andere saßen still vor ihren geöffneten Kofferchen und widmeten sich andächtig der Arbeit ihrer Rinnbächen. Einige Herren suchten sich gegenseitig von der Schönheit ihrer Reiseziele zu überzeugen, während die lieblichsten und stolzeften Bilder des herrlichen Neuchâtel an den Fenstern vorüberhühten.

Ich war froh, als ich in Göschenen der Hitze des Wagens entrinnen konnte, um mich im Schatten der kühlen Laube eines Hotelgartens behaglich zu einem ordentlichen Wissen und Trunk niederzulassen und zu der hier beginnenden Fußtour zu stärken. Ein prächtiger Ausblick über die bergumstandene, ziemlich kahle Lage Göschenens vertrieb mir die Pausen. Während ich beim Kaffee die blauen Wölkchen einer Zigarette in die warme Sommerluft blies, gestand ich mir, daß ich eigentlich gar kein Recht hätte, diese Ruhe und Freiheit zu genießen. Aber ich tröstete mich schließlich damit, daß ja jeder Mensch seine egoistischen Augenblicke und sich lieber als andere habe und daß eine tüchtige Fußwanderung für manche eher zu den Unannehmlichkeiten als zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehöre. Also beruhigt schrieb ich an Irma, die ich mir sehnlichst zur Seite wünschte, einen lieben Gruß, nachdem sie schon von Flüelen die erste Karte erhalten hatte.

Wohlgemut schnallte ich den vollgestopften Rucksack auf den Rücken, nahm Hut und Wanderstab und ging. Die lachenden Augen und Lippen der hübschen Kellnerin nickten und riefen mir einen fröhlichen Wandergruß nach, der mir klingend in die Seele sprang und sich in den vergnügten Tumult meiner Gefühle mengte. Es war gegen fünf Uhr. Die Schatten hatten die Sonne bereits aus dem tiefen Bergtattel verdrängt. Eine



Der fröhliche Becher.

Nach dem Gemälde von Paul Klee, Suhr,
im Besitz von Ferdinand Freiherr von Cronegg, München.

wohlige Kühle begleitete mich die staubige Fahrstraße, die sich in häufigen Windungen zur Sattelhöhe zieht. Nebenher tobte der wilde Sturz der Reuß, bald zwischen Felsen gezwängt, bald in wichtiger Breite sich über gewaltige Felsmassen stürzend. In dichten Staubwolken rollten Fuhrwerke an mir vorüber, was mich minder entzückte. Der Höhe zu schieben sich die Berge zusammen, die in mächtigen Felswänden zur Straße abstürzen. In wilder Schlucht spannt sich die Teufelsbrücke hoch über die Schaumfluten der Reuß, die in zorniger Pracht über die Felsen donnert, daß das Wasser über die Brücke stäubt. Man sieht noch die Mauerreste der alten Brücke, die einstmals die erbitterten Kämpfe der Russen und Franzosen trug.

Bei der Gotthardbefestigung, die nur wenig sichtbar aus dem Berge tritt, verläßt man die romantische Szenerie der Reußschlucht, und in einem Sonnenbild grüßt die freundliche Landschaft von Andermatt. Mir wär's freilich zu kahl, zu monoton hier. Gefallen würde es mir nur in den satten Farben der Abende und Morgen. Weit besser sagte mir Hospental zu, das ich nach kurzer Wanderung auf gestreckter Landstraße erreichte, Hospental mit seiner durch Nadelwuchs belebten Umgebung und seiner malerischen Lage.

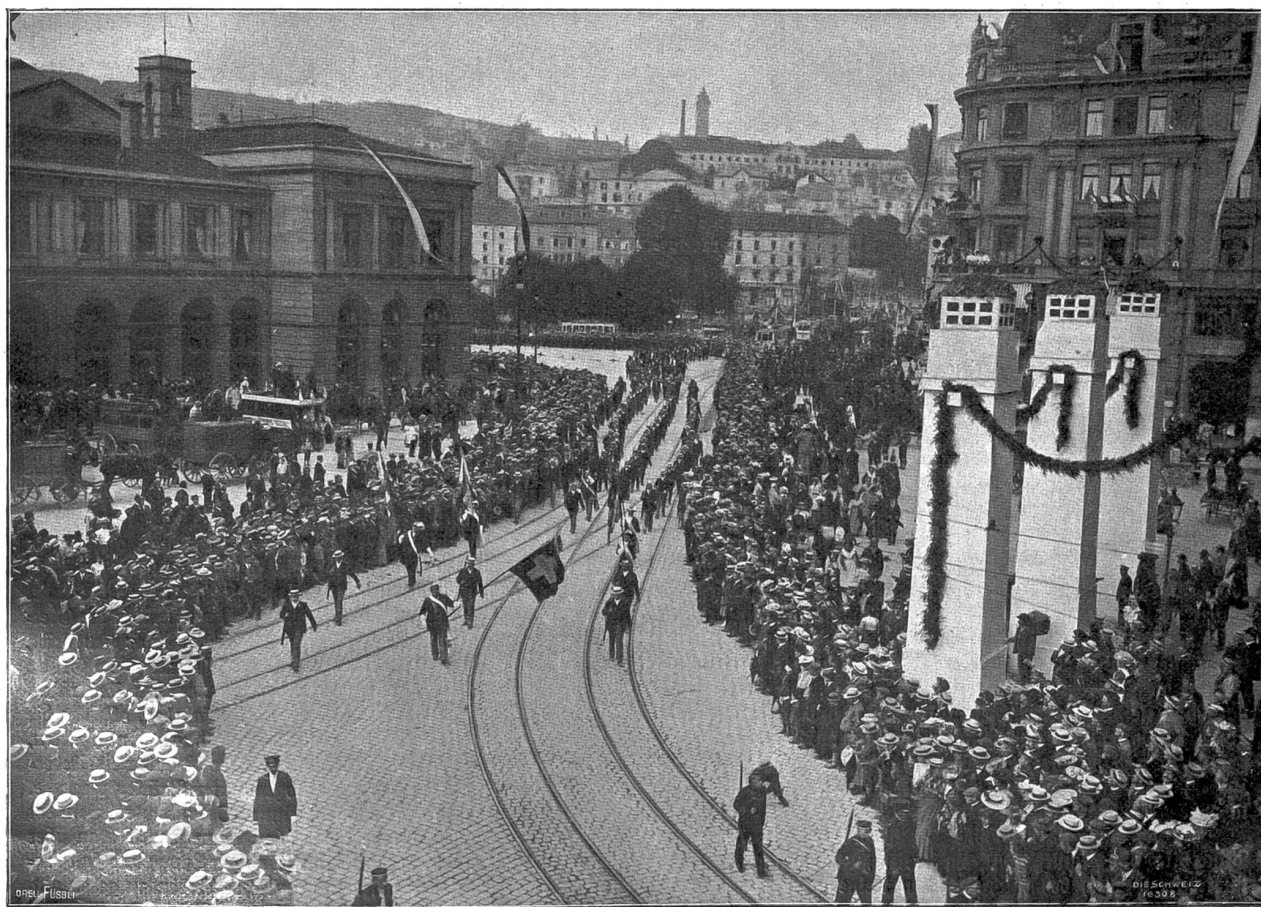
Ich achtete nicht des Wegweisers und folgte der Straße, die sich links am Berg hinaufwindet. In beträchtlicher Höhe aber wollte es mir doch scheinen, daß ich falsch gegangen, was mir denn auch bald von einem Geißbuben, der seine meckernde Herde zu Tal trieb, bestätigt wurde. Indes, ich bedauerte den Irrtum nicht, sondern setzte mich vergnügt auf einen Wegstein, bis in einen saftigen Pfirsich und jag die abendliche Schönheit des weiten Urjerentales ein. Drüben um den alten Kastellurm, auf dem Felsbuckel, der sich aus dem schmucken Orte wölbt, jagten sich einige weiße Mädchengestalten in froher Ausgelassenheit.

Ihr helles Lachen klang zu mir herüber, und Leben und Jugend dehnten sich in meiner Brust.

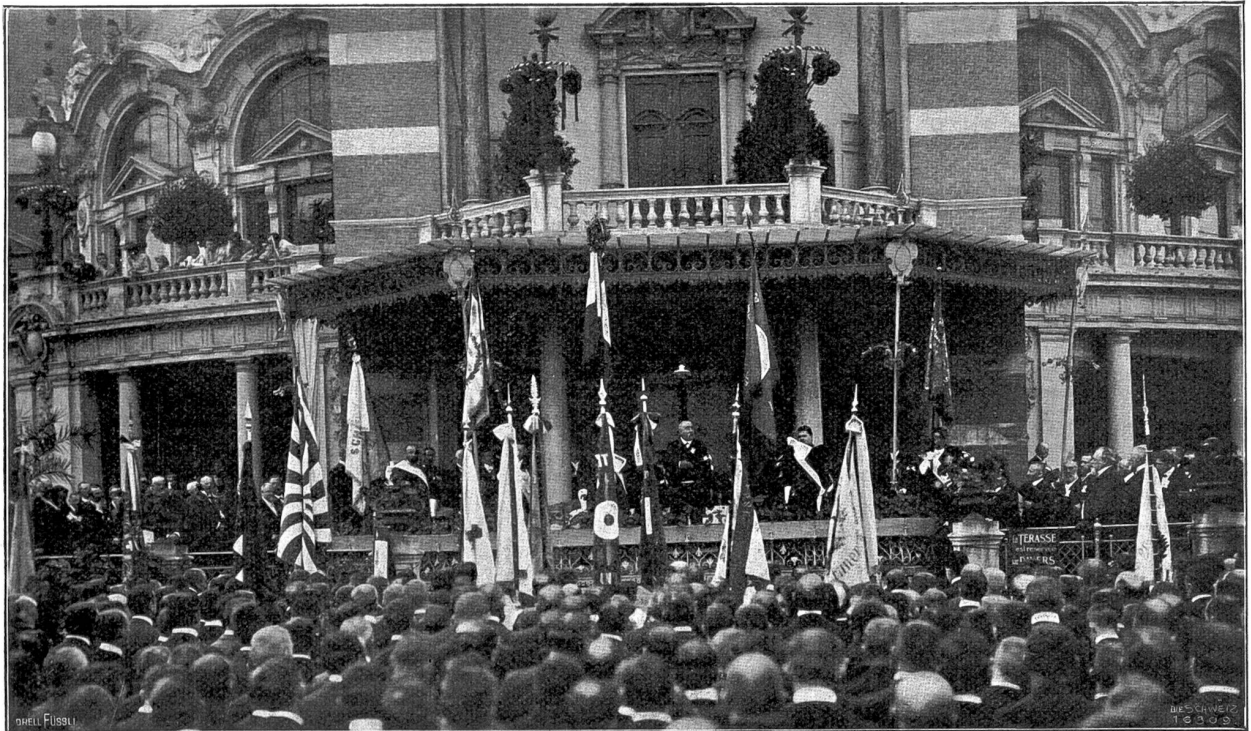
Um auf den rechten Weg zu gelangen, mußte ich zurück, traf am Ausgang der Ortschaft die Kreuzung und schlug die Straße nach Realp ein.

Das Tal ist enger und freundlich. Von den steilen spitzen Felsgipfeln der Bergketten, die sich zu beiden Seiten hinstrecken, ziehen sich über die Hänge die saftgrünen Matten herab zur weißen Landstraße. Leis hauchte der Abend durch das ruhvolle Tal. Die Gipfel der Ostberge glühten, in Sonnengold gegossen, vom tiefblauen Himmel, der maßelos sich über der Schönheit der Landschaft spannte. Aus dem Frieden ringsum sickerte Wehmut in meine Seele, wie ich so meinen Weg verfolgte. Ich dachte an den vorangegangenen Abend mit seinem Glück und Weh. Und mit einem Mal überkam mich eine heftige Sehnsucht nach dem Mädchen, dessen Seele in die meine schlug mit lautem, leben- und glückverlangendem Schlag. Die sinkende Dämmerung löschte die leuchtenden Farben des Tages und atmete ihren kühlen Odem durch das stille Tal. Das plötzliche Gefühl der Einsamkeit, des Alleinseins durchfror mich und zwang mitleidslos den Blick in mein Inneres, über das der bunte Wechsel und das Licht des verfloffenen Tages mich hinweggetäuscht hatten.

Es war ziemlich dunkel, als ich nach dem kleinen, am Fuße der Furka liegenden Realp kam, wo ich in der Post Quartier nahm. Ein winziges Touristenzimmer hatte mich und meine Habseligkeiten zu bergen — dafür war es groß genug! Im Speisezimmer setzte ich mich ans Fenster, schaute nach dem Himmel, nach den Bergen und nach den Menschen, die unten auf der Dorfstraße sich in der frischen kräftigen Luft ergingen. Drei Tische entfernt von mir saß ein junges Ehepaar beim Essen. Wie lieb das Weibchen zu seinem bequemen Manne war! Sie



Eidg. Schützenfest in Zürich (7.—18. Juli 1907). Einzug der eidg. Fahne in die Feststadt am Abend des 6. Juli (Phot. Anton Krenn, Zürich).



Elbg. Schützenfest in Zürich. Uebernahme der elbg. Fahne durch Nationalrat Dr. U. Meiser in der Tonhalle (Phot. Adolf Moser, Zürich).

strich ihm Butterbrot, reichte ihm die einzelnen Blatten und sah sorglich darauf, daß sein Teller nicht leer wurde. Ich dagegen hatte mich nach der Aufschrift eines Automatenrestaurants zu richten: Bediene dich selbst! Ich fuhr nicht schlechter dabei. — Nach den üblichen Kartengrüßen und Aufzeichnungen ging ich in mein Stübchen und zu Bette.

31. Juli, 19..

Gegen sechs Uhr war ich auf der Furkastraße. Herrlich wars in den frischen Morgen hinein, der blau aus den Tälern, Tiefen und Buchten schattete, heiter vom Himmel lachte und seine goldenen Sonnenfäden über die Mattenhügel, Felsabhängen und Vorsprünge spann. Die Brust weitete sich, und frohen Mutes krieg ich die steilen Fußpfade empor, welche die großen Röhren der Poststraße vorteilhaft abschneiden. Nach strengem Aufstieg stand ich vor dem Hotel Galenstock, schon 1896 Meter hoch.

An einem offenen Fenster stand vor dem Spiegel eine Maid; die strahlte ihr dunkles Haar und sang eine muntere Weise. Als sie meiner ansichtig ward, machte sie schnell besonnen — nicht etwa das Fenster zu, sondern die Geste des Handkusses, den ich ihr frohgelaut zurückwarf. Hier nun begann die Misere des Weges. Endlos streckt er sich in einförmiger Gegend dem Ziele zu. Dieses hat man beständig im Blick; aber es dünkt einen, als käme man ihm nicht näher. Von ferne scheint der Weg sich gerade hinzuziehen, während er in Wirklichkeit den vielen Buchten folgt. Darum ist er so ermüdend, und zumal auch weil der landschaftliche Reiz nicht eben groß ist und man mit einem Blick die ganze stundenlang sich nicht ändernde Gegend übersehen kann. Ein kühler Wind machte mir das Gehen leichter. Erfrischend wirkten die blendenden Schneezinnen, die in wunderbarer Ruhe sich vom tiefblauen Himmel abhoben, ebenso die zahlreichen Quellen und Bäche, die ausgelassen über starke Felsblöcke neschäumten und mit dem Hintergrunde der Berggipfel mit ihren Zacken, gotischen Türmchen und Schneefeldern einen malerischen labenden Anblick boten.

Endlich hatte ich die Höhe des Passes erreicht. Der kalte Wind blies die Gemütlichkeit, im Freien zu kampieren, weg, und so streckte ich mich behaglich in einem kleinen Wirtszimmer auf dem Kanapee, schrieb meine Eindrücke nieder, bis die Schokolade

vor mir dampfte. Auf dem ganzen Weg waren mir höchstens zehn Menschen und kein einziger Wagen begegnet — ein Glück, das mir fast auf der ganzen Wanderung treu blieb.

Gut gestärkt setzte ich meinen Trapp fort und stand nach einer halben Stunde zum ersten Mal an einem Gletscher. Der Eindruck war tief und mächtig. Es brauchte lange Zeit, bis ich ihn ganz aufzunehmen vermochte. In erstarrten Wogen schäumen die gewaltigen, wildzerrissenen und zerlüfteten Schnee- und Eismassen hoch hinunter in die Tiefe des Talkessels, der Wiege des Rhoneflusses, der sich aus dem Gletscherwasser bildet und, von Bergquellen gespeist, in breiten, grünlich gelben Bächen das Tal hinuntereilt. Eine wunderbare Vitriolettfarbe blaut aus den Spalten, Rissen und Tiefen der in mächtigem Troß wild getürmten Gletschermassen.

Ich stand und schaute immerzu in das reglose Bild der Alpenherrlichkeit, das mich erschauern machte. Ich hatte vorgehabt, hinunter nach Gletsch zu gehen. Wie ich aber so das Zickzack der Straße hinab und rechts drüben das Zickzack der Grimselstraße hinauf sah, da war ich rasch bestochen von der Schilderung eines Führers, der mich über den Gletscher und Nägelis-Grätli nach dem Grimsel Hospiz bringen wollte. Kurz entschlossen vereinbarte ich mit ihm, daß er mich über den Gletscher führen sollte, während ich mich über das Gerstenhorn nach dem Hospiz allein weiter finden würde. Der Führer, ein Walliser, eine vortreffliche Haut, dessen Name ich leider vergessen habe, sackte mein Bündel auf, und unter seinen fortwährenden Erklärungen über die Gletschererscheinungen stapften wir fürbass durch das Moränengeröll, an der künstlichen, in herrlichen Farben schimmernden Grotte vorüber, und begannen oberhalb des Absturzes den Ueberstieg. Dieser war zur Zeit, da kein Schnee lag, gefahrlos, obgleich die Fläche sich täglich ändert, bald durch Neubildung von Spalten, bald durch deren Weiterklaffen. Ohne Führer ist daher ein Uebergang nicht zu wagen, besonders der sogenannten Brücken wegen, d. i. unterhöhltes Eis mit oft leichten, dünnen Oberschichten. Befindet man sich erst einmal auf dem Gletscher, dann staunt man über seine ungeahnte Ausdehnung in fünfständiger Länge und fast einständiger Breite. Ueber diesen unheimlichen Boden zu gehen und zu springen, hatte für mich einen eigenen Reiz. In die neue

Schönheit des Gletschers versunken, wurde ich aber plötzlich jäh aufgeschreckt durch ein donnerähnliches Krachen, dessen Echo wie Kanonenschüsse erzürnt durch die Berge rollte. Es war ein Sturz in der Gistiefe des unaufhörlich arbeitenden Gletschers gewesen.

Der Führer begleitete mich noch über das Chaos der Moräne, wies mir den Pfad, der steil das Felsengewirr hinaufklettert, und schickte sich zur Rückkehr an, während ich, die Last des Rucksacks wieder auf dem Rücken, frei und leicht hinaufstieg, dann links den Grat entlang. In der graslosen Felsenhöhe verlor sich der Pfad immer mehr; ich konnte nur mit Mühe auf dem durch das viele Begehen etwas geglätteten Gestein seine Spur noch erkennen. Ich verlor sie einmal, stieg hoch und immer höher, bis ich rufen hörte und von einem mit einem kleinen Trupp in beträchtlicher Tiefe unten gehenden Führer auf den rechten Pfad herabgewiesen wurde. Fröhlich sprang ich die Felsen wieder hinunter. Ich fühlte nicht die geringste Ermüdung. Mir war, als sei ich erst eine Stunde auf den Beinen. Singen hätte ich gekonnt vor Lust und Freude, wenn die Majestät dieser Bergwelt mich nicht so eigen bekommen gemacht hätte. Auf einer Anhöhe, an einem kleinen Seelein von außerordentlich kristallener, seltsam schimmernder Klarheit machte ich Halt. Was das Plätschen widerlich machte, waren die Flaschenscherben, Papiersegen und andern Spuren materieller Genüsse. Aber eine Aussicht von überwältigender Schönheit ließ mich rasch alle philosophischen Betrachtungen über die Prosa so vieler Alpenwanderer vergessen.

Die gewaltige Kette der Walliser- und Berneralpen umschließt eine Alpenlandschaft von solch erhabener Schönheit, daß ich im Augenblick alles Rückliegende, alle Erinnerung an Menschen und Welt, ja mich selbst vergessen hatte und hineinstaute in die Majestät des Wunderwerkes eines göttlichen Schöpferswillens. Berge stürzen in Berge und steigen aneinander empor in sehnüchtigem Streben nach dem Himmel. In wunderbarer

Ruhe vollendet in sich selbst jeder einzelne Berg dieses Verlangen. Das erste Sonnenlächeln der Himmelsleuchte brennt auf die weißen Gipfelzinnen und -zacken und schenkt ihnen zuerst das Licht des Morgens. Von den Alpenhöhen flammt der scheidenenden Sonne letzter glühender Liebesgruß in das brechende Auge des Tages. Die Alpenglipfel sind die ewig Reinen, die Vertrauten der fahrenden Wolken. Von der starken Höhenfeste lauert aber das Verderben in die Stille der Mattentäler, und in Lawinen donnert der Tod sein grausiges Lachen über Leben und Menschen.

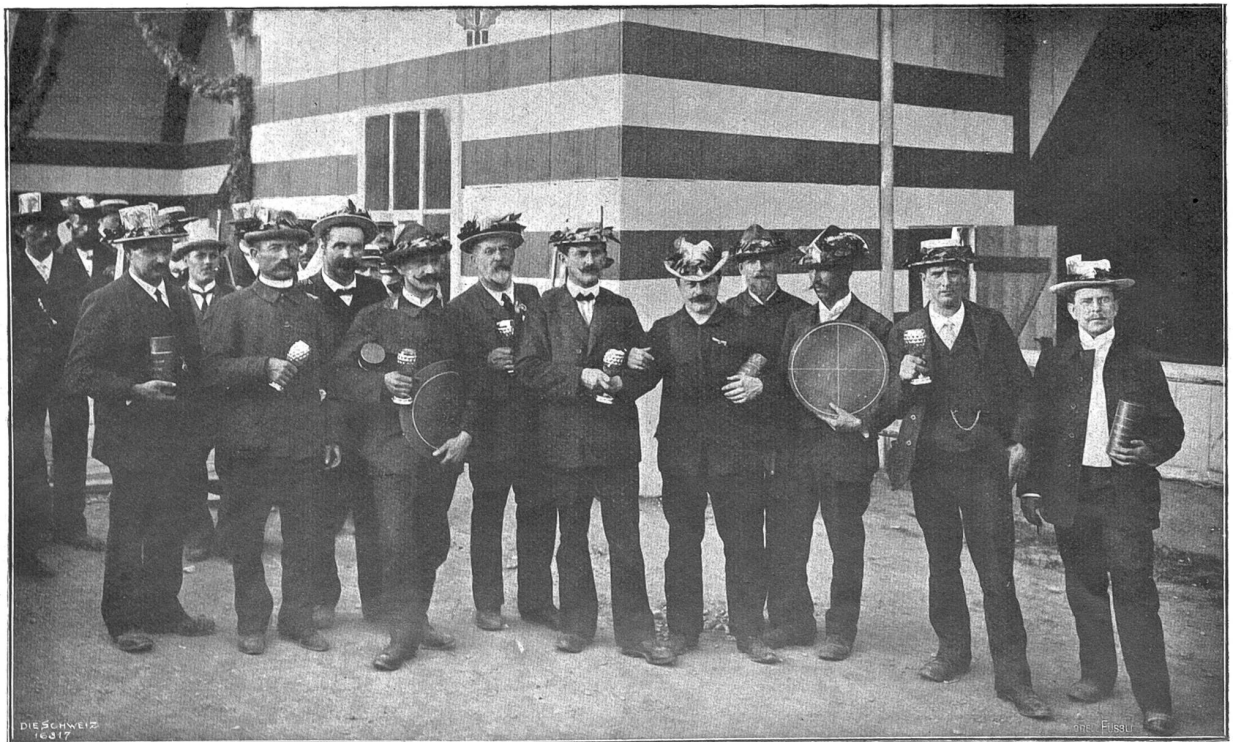
Von den Gipfeln wölbte sich heute die Kuppel des tiefblauen Himmels empor, und erschauernd stand ich auf hoher Warte, inmitten dieser grandiosen Felsenwillfür. Die grauen Blöcke stiegen sich den mächtigen zerklüfteten Bergrücken hinauf, als fürchteten sie den Sturz in die Tiefe, wo der Gletscher seine breiten starren Eisluten in den Talschoß wälzt. Ueberall Berge, Berge, Firne, Spizen, Felswände, Schluchten, Schneefelder! Nun erst war ich in den Alpen — jetzt fühlte ich sie! Ein Weh drückte in der Brust, als ob es sie sprengen wollte! Es war die sich deh nende Seele, in die das Wunder der Schönheit wuchs. Aber es war zu eng da drinnen in der Menschenbrust für das Erfassen eines göttlichen Geheimnisses! Ganz Geist hätte ich sein mögen, um aufzugehen im Geiste dieser Schönheit! Verlangend breitete ich die Arme aus, und der Schmerz des ungewohnten, unbegriffenen Glückes küßte mir Tränen aus den Augen. Ich muhte sie lange, lange geschlossen halten, bis ich wieder ruhig wurde. Und noch immer stand ich inmitten dieser talfernen Welt, von Felsen und Schnee, von Berg und Himmel umgeben, ganz einsam — „ganz nur ein Mensch!“ Ein geheimes Grauen flatterte aus der Mystik der Alpenschönheit in meine Seele, die bald jubelnd die Herrlichkeit zu umfassen wünschte, bald in jeltamen Schauern zurückschrak vor dem Unergründlichen. Wie klein stand ich hier oben dieser Gewaltigkeit gegenüber! Und doch ein Mensch! Wie kommt es nur, daß wir mit unserer



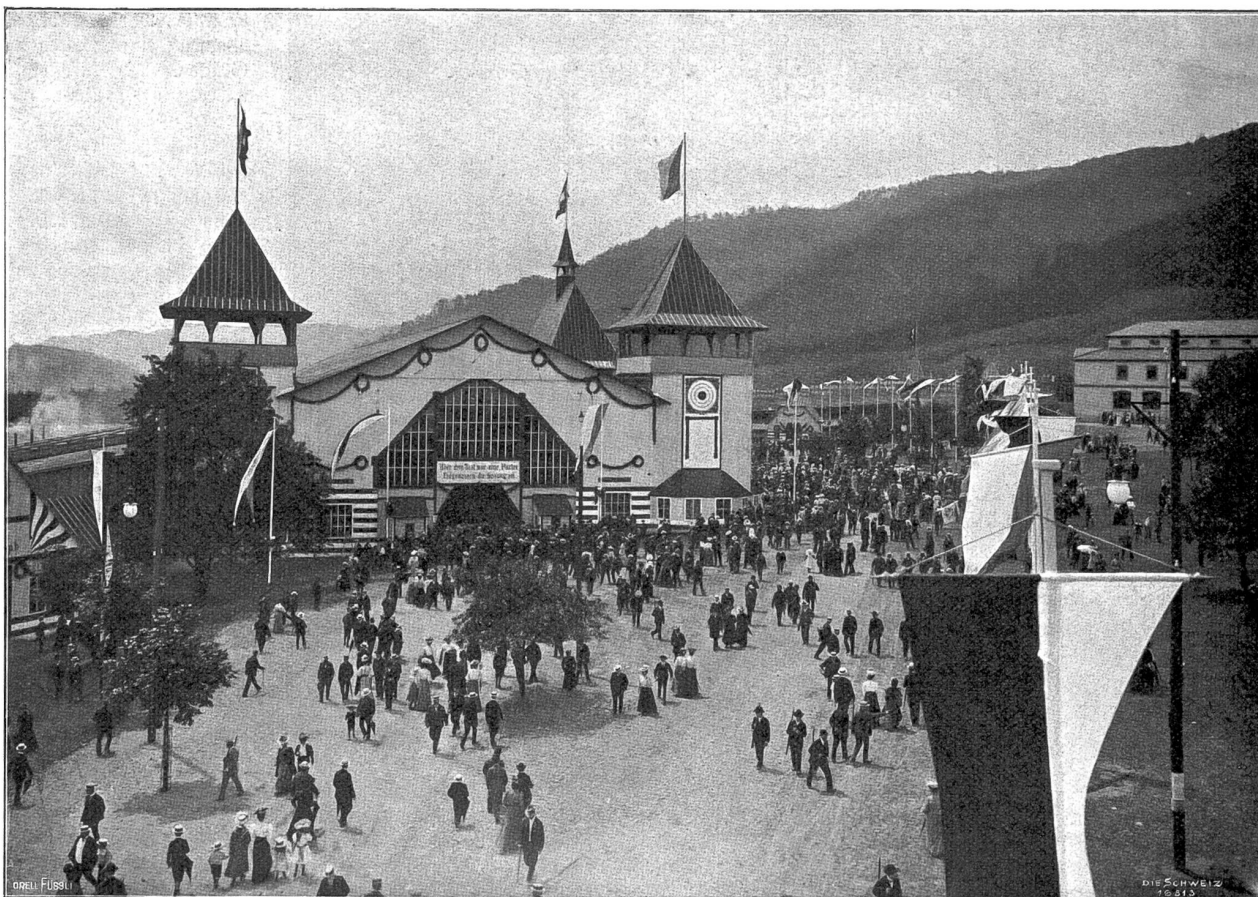
Sidg Schützenfest in Zürich. Bundespräsident Müller (X), zu seiner Rechten der franz. Gesandte Comte d'Anay, ihm gegenüber Stadtpresident Pestalozzi im Festzug vom 11. Juli, dem offiziellen Festtag (Phot. Willy Schnelzer, Zürich).



Eidg. Schützenfest in Zürich. Ankunft auf dem Festplatz (Phot. Willy Schneider, Zürich).



Eidg. Schützenfest in Zürich. Die ersten Preisträger im Becher-Wettsschießen vom 17. Juli (Phot. A. Krenn, Zürich).
 Von rechts nach links: 1. Wöschler, Laufenburg, 2. Kott, Erlangen, 3. Dier, Zürich, 4. Höffel, Glarus, 5. Kuch, Winterthur, 6. Widmer, Zug, 7. Perret, Chaux-de-Fonds, 8. Schnebli, Baden, 9. Bräner, Zürich, 10. Detwiler, Döten. 1–5 sind Schützen mit Ordonnanz, 6–10 solche mit Privatwaffe.



Eidg. Schützenfest in Zürich. Festleben vor der Festhütte im Albisgürtel (Phot. A. Krenn, Zürich).



Eidg. Schützenfest in Zürich. Die Teilnehmer am internationalen Gewehrmatch vom 18. Juli (Phot. A. Krenn, Zürich).
 1. Reich, Norisbach, Weltmeister im Knieendschießen, 2. (in der zweiten Reihe) Palmer, Argentinien, Weltmeister im Liegendschießen, 3. Stäheli, St. Gallen, Weltmeister im Hüfisch, 4. (in der zweiten Reihe) Wertgarner, Oesterreich, Weltmeister im Stehendschießen. — Rangfolge der Nationen: 1. Schweiz 4848, 2. Belgien 4672, 3. Frankreich 4651, 4. Argentinien 4596, 5. Holland 4360, 6. Oesterreich 4346 Punkte.



Eidg. Schützenfest in Zürich. Die Argentinier (Phot. Adolf Moser, Zürich).

Seele, mit unserem reichen, wirkenden Innenleben, mit Fähigkeiten, Können, mit dem Bewußtsein kraftvoller Tätigkeit unseres Geistes uns so klein fühlen in den Alpen? Was uns erschüttert und uns erbeben macht, ist nicht die rohe Masse, die sich gigantisch zum Himmel türmt, nicht die trogige Wildheit der Szenerie, sondern es ist der Geist des Schöpfers, dessen Macht in der Gewaltigkeit der Berge uns mit staunendem Ahnen erfüllt und auf die Knie zwingt. Es ist die unsagbare Schönheit, die der Abglanz einer überirdischen Herrlichkeit ist und die den Alpen eine Seele gibt. Darum ziehts den Menschen aus Tal und Ebene auf die Höhen, weil seine Seele dort oben eine andere findet, fühlt, die dieselbe Heimat hat. Darum strebt unsere Seele heraus aus der engen Behausung des Leibes, um aufzugehen in der Schönheit der Berge; darum lieben wir die Natur, weil wir darin eine uns verwandte, derselben Heimat entstammende Seele fühlen. Wie zwei Liebende ineinander aufgehen möchten, weil ihre Gefühle einen Ursprung, die Liebe haben, so sehnt sich die Menschenseele, sich mit der Schönheit der Natur zu vereinen. Darum auch sind wir droben auf der Höhe frei von Born und Haß, frei von allem Niedrigen und Gemeinen, dessen Ursprung unser Leib ist, und darum liebt man die Menschen dort oben mehr als in der Tiefe des Landes, weil wir die Verwandtschaft unserer Seelen deutlicher fühlen. Und die Pracht der Alpen zwingt uns vor den Thron eines Gottes, der unser aller Vater ist!

Lange noch hätte ich oben bleiben mögen; denn was mich

bewegte, war das helle Wagen eines seltenen Glückes. Ich fürchtete, wieder ins Dunkel zu tappen, wenn ich die Stelle verlassen würde. Allein es wurde spät, und ich mußte aufbrechen. Schmerz- und glückbewegt schied ich von dem einsamen Felsenorte, wo ich in Demut die Erbärmlichkeit meines Menschseins erkannte, um stolz dessen Größe zu fühlen.

Durch eine wuchtige Felsenwildnis stapfte ich hinunter über ausgedehnte Schneefelder, an Wassertümpeln vorüber zum steilen Absturz des Bergrückens. Im Westen ballten sich schwere Gewitterwolken in die Berge hinein und schoben sich immer näher heran. Das Landschaftsbild verdüsterte sich drohend, und der Wind strich scharfer durch die Felsen. Tief unter mir lag das

Grimmelshospiz, an zwei kleinen schwarzen Seen. Ich beeilte den Abstieg. Flink sprangen meine Blicke voraus, um eine sichere Stelle zu suchen, auf die mein Fuß rasch folgend sich setzen konnte. So ging's abwärts, und doch wollte ich dem Talboden nicht näher kommen. Endlos schien sich die Tiefe zu senken. Der Abstieg strengte bedeutend mehr an als der Aufstieg. Die Beine zitterten und schlotterten, als ich auf ebene Erde kam. Zum Glück lag das Hospiz nicht weit. Ich setzte mich auf die Veranda, streckte die müden Knochen unter den Tisch und trank in die glühende trockene Kehle. Salontouristen fuhren in Wagen an, ließen sich



Eidg. Schützenfest in Zürich. Die Damen vom Rosenreigen (Phot. A. Krenn, Zürich).

zu einem Kaffeeklatsch auf der Terrasse nieder und sprachen von Touren, die sie nicht gemacht hatten.

Ursprünglich hatte ich auf der Grimfel übernachten wollen; aber da es erst fünf Uhr war und ich mich bald genügend gestärkt fühlte, trieb mich die Wanderlust vorwärts. So trabte ich denn wieder vergnügt weiter, durch die wilde Romantik des düstern Tales.

(Fortsetzung folgt).

Schweizer Glockengießerinnen.

Der Beruf des Glockengießens ist bis heute fast ausnahmslos durch männliche Personen betrieben worden. Die einzige Manipulation, die sich nach unsern heutigen Begriffen für eine Frauensperson eignet, ist das Ausschneiden der Buchstaben für die Inschriften und der Bilder auf die Glocken. Um diese Verzierungen herzustellen, bedient sich der Glockengießer hölzerner Bretter, in die der Holzschnitzer Bilder und Alphabete von verschiedener Größe eingeschnitten hat. Diese Bretter werden geneigt, das überflüssige Wasser mittelst eines Schwammes entfernt, und hierauf wird auf das horizontal liegende Brett flüssiges Wachs gegossen, das rasch erstarrt, so daß das Blatt vom Brett weggenommen werden kann. Auf der papierdünnen Wachsscheibe sind nun alle Buchstaben von A bis Z erhaben sichtbar. Die Bilder stehen ebenfalls auf einem dünnen Scheibchen. Diese wächserne Scheibe muß nun genau dem Rande der Bilder und den Buchstaben nach durchgeschnitten werden, was mit einem feinen Messerchen geschieht, dessen Spitze an einer kleinen Flamme von Zeit zu Zeit gewärmt wird. Dieses Ausschneiden eignet sich nun vorzüglich für die zarten Finger von Frauenspersonen, und es ist bei den Glockengießern der Gebrauch, daß die weiblichen Familienglieder und größeren Knaben diese Arbeit ausführen.

So mögen die nachbezeichneten Frauenspersonen dazu gekommen sein, sich dem Berufe des Glockengießens zu widmen, indem ihnen die Aufgabe zufiel, für die Glocken, die in der Gießerei ihres Vaters oder ihrer Brüder gegossen wurden, die Bilder oder Buchstaben auszuschneiden.

1. Sara Füssli in Zürich. Sie war eine geborene Werdmüller von Zürich und Witwe Peters VIII. Füssli. Nach dem

Tode ihres Gatten führte sie das Geschäft mit Hilfe von dessen Werkmeister Heinrich Brenner weiter und goß, teilweise allein und teilweise mit dem Bruder ihres Gatten, Hans III. Füssli.

Allein: 1649 Greifensee zwei Glocken, 1651 ins Calancatal eine, 1652 Altdorf, Bauma, Bremgarten und Bollishofen, 1653 Urdorf, 1657 Winterthur je eine.

Mit ihrem Schwager Hans III.: 1657 Trüllikon eine, 1659 Nuolen und Töb je eine, 1663 Bülach eine, Hedingen zwei, Seebach und Uster. Mit ihrem Schwager goß sie auch zwei Kartauern.

2. Anna Weitenauer in Basel. Sie war die Witwe des Hans Heinrich Weitenauer, der die Glockengießerei in Kleinfel betrieß. Nach dessen Tode im Jahre 1725 führte sie das Geschäft fort und goß 1725 Kilchberg, 1731 Verres, 1734 Courrendlin und 1735 Titterten je eine Glocke.

3. Theresia Brandenburg in Zug. Sie erblickte das Licht der Welt am 22. Januar 1763. Achtundzwanzig Jahre hatte sie das Glück, bei ihrem Vater, der im Jahre 1791 starb, zu leben. Nach dessen Tode übernahm sie das Geschäft, und zwei Brüder hal-



Eidg. Schützenfest in Zürich. Bild in den Zelgerstand (Phot. A. Krenn, Zürich).



Eidg. Schützenfest in Zürich. Hinter den Kulissen: Ausmessen und Anzeigen eines Treffers (Phot. A. Krenn, Zürich).